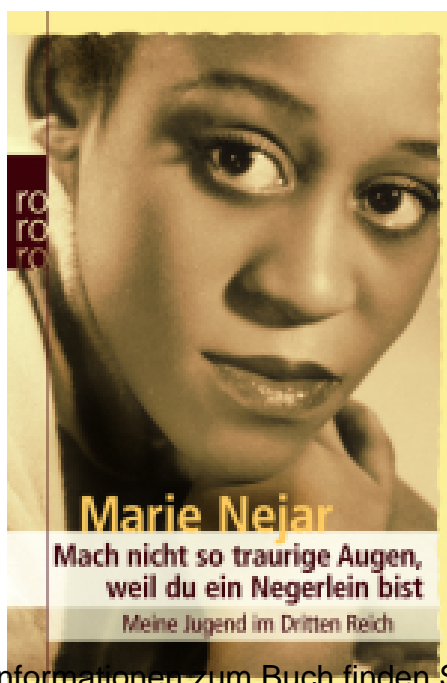


Leseprobe aus:

**Marie Nejar**

# **Mach nicht so traurige Augen, weil du ein Negerlein bist**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

## Dunkle Familiengeheimnisse

Hinter dem Tresen stand mein Großvater Joseph und zapfte Bier. An diesem Abend waren viele Leute da, hauptsächlich Männer. Die Luft in dem kleinen Lokal war stickig vom Rauch ihrer Zigaretten. Die Gespräche drehten sich immer um dasselbe; lauthals wurde über die Politik und die Arbeitslosigkeit gewettert. Einige der Männer stierten einfach dumpf in die Gläser vor ihnen. Großvater mischte sich selten in die Gespräche ein, er wollte keinen Ärger. Joseph Nejar hatte nur allzu schnell gemerkt, dass viele Gäste ihn, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, von oben bis unten skeptisch musterten, obwohl er schon seit einiger Zeit das Lokal führte. Das lag zum Teil bestimmt daran, dass er mit einem starken französischen Akzent sprach, vor allem aber, da war er sich sicher, lag es an seiner Hautfarbe. Sie war nicht weiß wie die der Menschen in Riga, in dieser russischen Hafenstadt, in der viele Deutsch-Balten lebten. Und sie war auch nicht so weiß wie die seiner Frau.

Plötzlich stand einer der Hafendarbeiter auf – sein Blick ließ nichts Gutes ahnen, ein paar Haarsträhnen hingen ihm ins Gesicht, sie glänzten schmierig von der vielen Pomade. Paul war der Anführer unter den Männern, die bei meinem Großvater tranken, und er war bekannt dafür, dass er gern Streit suchte. Hinter vorgehaltener Hand flüsterte man sich sogar zu, dass er in unsaubere Geschäfte verwickelt war und deshalb immer eine

Waffe unter seinem dicken Wollpullover tragen würde, eingeklemmt im Hosenbund.

Paul torkelte auf meinen Großvater zu, unkontrolliert fuchtelte er mit seinen Armen herum und lallte unverständliche Halbsätze vor sich hin. Opa seufzte innerlich und kam – nur die Ruhe bewahren – hinter seinem Zapfhahn hervor, um den Arbeiter wieder zu seinem Tisch zu führen. «Komm, lass gut sein, Paul.» Am liebsten hätte er den Mann direkt vor die Tür gesetzt. Man konnte nie wissen, was in Paul vor sich ging, wenn er einen über den Durst getrunken hatte. Und Ärger konnte Joseph Nejar nun wirklich nicht gebrauchen.

«Mensch, wie kann so einer ... so einer wie du hier eine Gaststätte haben, du bist doch ein Neger», ließ Paul nicht locker. «Geh doch zurück zu den Wilden, wo du hergekommen bist.»

Meine Großmutter, die in der Küche Brote für die Gäste schmierte, hatte wohl gespürt, dass sich da etwas zusammenbraute, und ging hinaus in den Gastraum. Inzwischen war das halbe Lokal auf Paul aufmerksam geworden. Jemand rief: «Lass ab, Paul, trink dein Bier weiter.» Einer von Pauls Freunden erhob sich und legte ihm beruhigend den Arm um die Schultern. Doch der Hafenarbeiter schüttelte ihn ab, stürzte sich mit einem Satz auf meinen Großvater und schubste ihn herum. Schnell waren die beiden Männer in einem heftigen Gerangel verstrickt. Einige Gäste feuerten die zwei Streithähne auch noch an, andere versuchten sie voneinander zu trennen. Vergeblich. Auf einmal fiel ein Schuss – gedämpft, aber doch unüberhörbar. Im Lokal war es augenblicklich still. Meine Großmutter schrie auf und eilte zu ihrem Mann, der sich den Bauch hielt und unter leisem Stöhnen zu Boden sank. Paul rannte nach draußen.

«Was ist passiert?», fragte meine Oma und schaute fassungslos die um sie herumstehenden Männer an. Niemand sagte etwas.



*Großmutter 1915*

«Paul hat mit seiner Pistole herumgefuchelt», druckste schließlich einer herum. «Dein Mann wollte sie ihm aus der Hand nehmen, dabei muss sich ein Schuss gelöst haben.»

Als ich diese Geschichte als Sechs-, Siebenjährige hörte – später wurde sie nie wieder erwähnt –, tat ich so, als würde sie mich nicht weiter interessieren. Ich saß am Küchentisch, meine Großmutter und meine Mutter unterhielten sich nebenan im Wohnzimmer, und durch die weitgeöffnete Tür konnte ich die beiden Frauen gut sehen und ihrem Gespräch lauschen. Vor mir auf dem weißlackierten Tisch lag ein großes Blatt Papier; gerade hatte ich angefangen Schiffe zu malen, große Schiffe wie die, die täglich aus der ganzen Welt in den Hamburger Hafen einliefen und Kaffee, Kakao und Bananen in ihren Frachträumen mit sich führten. Eifrig hatte ich mich über einen besonders großen Dampfer gebeugt, aber mit einem Ohr horchte ich doch hin, um mehr über diesen Großvater zu erfahren, den ich nie kennengelernt hatte. Ich wusste nicht einmal, wie er aussah, da meine Großmutter kein Foto von ihm besaß. Immer wenn ich sie gebeten hatte, mir etwas über Großvater zu erzählen, wehrte sie meine Fragen mit einer unwirschen Handbewegung ab. Ich wusste dann, dass es zwecklos war, weiter in sie zu dringen. Nun erfuhr ich, dass ein Schuss meinen Opa 1912 getötet hatte. Sicher war es damals nicht Pauls Absicht gewesen, ihn zu töten, wahrscheinlich wollte er ihm nur Angst einjagen, wie seinen Kollegen, wenn sie einmal nicht seiner Meinung waren.

«Wieso seid ihr überhaupt nach Riga gegangen?» Die Stimme meiner Mutter hatte an Lautstärke gewonnen. «Ihr hättet doch auch in Hamburg ein Restaurant oder eine Bar pachten können. Warum gerade dort? Hatten die Menschen dort weniger gegen Schwarze? Wenn ich an Papas Schicksal denke, kann das ja wohl nicht der Grund gewesen sein.»

Dass meine Großeltern nach Riga, der wichtigen Hansestadt

an der Ostsee, gegangen waren, hatte ich schon öfter gehört. Aber wieso wählten meine Großeltern gerade diesen Ort zum Leben, es gab, soweit ich wusste, keine familiären Hintergründe. Sicher, Riga war eine Hafenstadt, und da wir mitten auf St. Pauli wohnten, konnte ich mir vorstellen, dass dort mit großer Wahrscheinlichkeit auch Matrosen aus aller Welt, aus Asien, Afrika oder Südamerika, herumliefen. Matrosen, die also einfach anders aussahen. Oder so wie ich und meine Mutter. Schwarz eben. Vielleicht wollten die beiden aber auch nur weit weg ein neues Leben anfangen, wo ihnen niemand, den sie kannten, über den Weg laufen konnte. Ein Paar, das so unterschiedlich aussah wie meine Großeltern, wollte möglicherweise in der Fremde sein Glück versuchen, in der Hoffnung, dort auf weniger Vorurteile zu treffen.

Aus den Augenwinkeln versuchte ich meine Großmutter zu beobachten. Würde sie meiner Mutter antworten? Doch meine Oma blieb stumm, ihre dunklen Augen blickten in eine Ferne, die für sie genauso undurchdringlich erschien wie für meine Mutter und mich. Ob sie daran dachte, wie sie, eine geborene Wüstenfeld, Tochter aus großbürgerlichem Hause, ihren Mann, den Kreolen aus St. Pierre, in Hamburg kennenlernte und sich in ihn verliebte? Damals, 1904, war sie einundzwanzig Jahre alt, und die Liaison zwischen der Hanseat und dem Mann von der Antilleninsel Martinique war mehr als ungewöhnlich.

Schon ein Jahr nach der Hochzeit kam ihr zweiter Sohn, mein Onkel Alphons, auf die Welt. Egbert, das erste Kind, hatte sie mit einundzwanzig geboren. Meine Großmutter sang in Berlin in einem Opernchor, als sie den Vater von Egbert traf, der nicht mein Großvater war. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal eine Fotografie von ihm betrachtete, die in der Wohnung von Onkel Egbert hing, meinem weißen Onkel.

«Der Mann auf dem Bild sieht dir aber sehr ähnlich, Onkel

Egbert», sagte ich. Er sah gut aus, war groß und hatte dunkles, leicht gewelltes Haar.

«Ja», erwiderte er. «Das ist mein Vater.»

«Und wieso trägt er eine solch elegante Uniform?»

«Er ist ein Prinz.»

«Ein Prinz, ein richtiger weißer Prinz?»

Statt mir zu antworten, verließ Egbert das Zimmer, und auch meine Oma machte wieder einmal ihre typische unwirsche Handbewegung, als ich sie nach dem Vater von Egbert fragte. Bis heute habe ich die Herkunft dieses geheimnisvollen Prinzen nicht lüften können. Er hat sie jedenfalls nicht geheiratet, vielleicht war er sogar verheiratet oder einer Prinzessin versprochen – und so kam mein Onkel unehelich auf die Welt.

Meine Großmutter gab Egbert, um sich und ihn ernähren zu können, in eine Pflegefamilie, die ihn später adoptierte. Erst als fast Erwachsener lebte er mit seinem Halbbruder Alphons und seiner Halbschwester, meiner 1909 geborenen Mutter Cécilie, bei meiner Oma. Ich machte mir über diese, gerade für damalige Zeiten, recht ungewöhnliche Familienkonstellation – als weiße Frau hatte meine Großmutter ein uneheliches weißes Kind und zwei eheliche schwarze – keine Gedanken. Meine Familie war eben so.

«Und warum bist du nach dem Tod von Papa nach Hamburg zurückgekehrt?», fragte meine Mutter in diesem Moment. «Bei deinen Eltern warst du schließlich alles andere als willkommen. Sie haben dir doch nie verziehen, dass du einen Schwarzen zum Mann genommen hast.»

Es fiel mir immer schwerer, mich auf Takelagen, Schiffsmasten und rauchende Schornsteine zu konzentrieren, viel interessanter war es, mehr über die eigene Familie, die so viele Fragen offenließ, in Erfahrung zu bringen. Ich schaute meine Mutter an, dann meine Großmutter, schließlich wanderte mein Blick wie-

der zurück zu meiner Mutter. Eigentlich wusste ich über sie genauso wenig wie über meinen Großvater. Sie tauchte zwar jede Woche bei meiner Großmutter auf, bei der ich lebte, brachte mir oft Geschenke mit, aber ich verstand mich nicht mit ihr. An den Tagen, an denen ich sie nicht zu Gesicht bekam, fehlte sie mir auch nicht. Für mich war meine Großmutter meine Mutter, sie war es, die sich um mich kümmerte, mir das Essen hinstellte und dafür sorgte, dass ich mich zu Hause fühlte. Ich kannte es nicht anders und betrachtete es als ganz selbstverständlich. Erst nach und nach wurde mir klar, wieso das Verhältnis zu meiner Mutter so belastet war: Sie lehnte mich ab, weil ich ein Kind war, das sie nicht haben wollte. Beinahe wäre es ihr auch gelungen, mich auf Nimmerwiedersehen loszuwerden. Nur meiner Großmutter und ihrem Durchsetzungsvermögen habe ich es zu verdanken, dass ich je meine Familie kennengelernt habe und in ihrem Kreis groß werden konnte.

«Hast du es jemals bereut, dass du Papa geheiratet hast?», fragte meine Mutter weiter, ganz leise in die Stille hinein, als wäre sie selbst erschrocken darüber, derartige Überlegungen laut auszusprechen. «Einen Mann aus der Karibik?»

Ich hielt den Atem an, damit ich keines der folgenden Worte verpasste. Bisläng war dieses Thema wie ein Tabu behandelt worden. Steckten dahinter Vorwürfe, dass sie, Cécilie, nicht weiß war wie die meisten der Hamburger, dass ich, ihre Tochter, nicht die Hautfarbe der Kinder hatte, mit denen ich spielte? Vielleicht war meine Mutter auch auf sich selbst wütend, weil sie den gleichen «Fehler» wie meine Großmutter begangen und sich mit einem Schwarzen, in ihrem Fall einem Seefahrer aus Ghana, eingelassen hatte, meinem Vater, der noch viel schwärzer war als der französische Kreole, in den sich meine grazile Großmutter verliebt hatte? In einem Nebensatz hatte ich einmal aufgeschnappt, dass mein Großvater kein «richtiger» Schwarzer

gewesen sei, eher ein Mann mit einer schönen braunen Haut. Damit war ich, mit meinem afrikanischen Vater, wohl die Schwärzeste in der Familie.

Meine Großmutter reckte das Kinn. Ihre tiefschwarzen Augen funkelten, umrahmt von dichten, dunklen Haaren. Wie eine klassische Deutsche sah sie auch nicht aus. Wenn ich im Bett lag und nicht einschlafen konnte, kam mir immer wieder der Gedanke, dass sie auch eine Spanierin oder eine Italienerin sein könnte, besonders im Sommer, wenn ihre Haut durch die Sonne dunkel gefärbt und nur um wenige Grade heller war als meine.

«Allein habe ich es nicht geschafft, die Gaststätte zu halten.» Meine Oma hatte ihre Sprache wiedergefunden. Aber die letzte Frage meiner Mutter schien sie überhört zu haben – oder überhören zu wollen. «Außerdem erinnerte mich an ihr alles an den Tod von Joseph. Jedes Mal, wenn ich die Getränke und Speisen an die Tische brachte, sah ich ihn da auf dem Boden liegen, mit der offenen Bauchwunde. Zehn Stunden versuchten die Ärzte im Krankenhaus, ihm noch das Leben zu retten, vergeblich. Ich musste einfach weg von diesem schrecklichen Ort, und da erinnerte ich mich an alte Freunde auf der Reeperbahn, die ich aus Tagen vor meiner Heirat kannte. Sie halfen mir in meiner Not.»

«Das verstehe ich natürlich», sagte meine Mutter. «Aber du hättest doch auch nach Martinique gehen können. In die Heimat von Papa.»

«Als Weiße wäre ich dort eine Fremde gewesen. Außerdem wollte ich, dass aus dir und deinem Bruder etwas Ordentliches wird. Und in den Bars auf dem Kiez, wo ich Arbeit fand, verdiente ich nicht schlecht. Immerhin konntest du so das Konservatorium besuchen.»

«Ach, Mama! Na ja, aus deinem Traum, dass ich eines Tages als Konzertgeigerin in einem Orchester spielen würde, ist ja nun

nichts geworden. Ich tingele von einer Bar, von einem Engagement zum nächsten.»

«Das ist allein die Schuld von Hitler. Wäre dieser nichtsnutzige Kunstmaler nicht an die Macht gekommen, sähe dein Leben völlig anders aus. Der Mann ist irre, er erlässt Gesetze, in denen steht, dass Schwarze in einem klassischen Orchester unerwünscht sind. Kein Wunder, dass es dir an besseren Alternativen mangelt. Dann bleiben eben nur die Bars auf St. Pauli.» Sie machte eine kleine Pause und seufzte. «Aber es hätte schlimmer kommen können.»

Hitler. Schon oft hatte ich den Namen gehört, ihn öfters in Zeitungen abgebildet gesehen. Wieso sagte meine Großmutter bloß so schlechte Dinge über ihn? Er war doch ein stattlicher Mann, der für alle im Land nur das Beste wollte – das hatte ich jedenfalls gehört. Bevor ich aber weiter darüber nachdenken konnte, rief meine Oma zu mir herüber: «Mia, du bist so still. Heckst du gerade wieder eine Dummheit aus?»

«Nein, Oma», antwortete ich. «Ich male gerade ein Schiff, oberhalb des Wassers ist es grün, unterhalb schwarz. Es bringt viele schöne Dinge nach Hamburg.»

«Du weißt ja, dass du nicht deine Ohren spitzen sollst, wenn sich Erwachsene unterhalten?»

«Nein, so etwas macht man nicht. Das hast du mir selber beigebracht.»

«Es hätte ja sein können, dass du das vergessen hast.»

Ich schüttelte den Kopf, und um meinen Worten Nachdruck zu verleihen, malte ich eifrig an meinem Hafenbild weiter.

«Natürlich hätte es schlimmer werden können», sagte nun meine Mutter, den letzten Gedanken meiner Großmutter aufgreifend. «Göring und seine Gestapo hätten mich auch abholen und in irgendein Lager schicken können, wie sie es mit den Kommunisten auf dem Kiez getan haben, wie sie es mit immer

mehr Juden tun. Wer von diesen feinen Herren will schon einen Bastard im ach so reinen und sauberen Deutschland haben, so eine Mulattin wie mich.»

Ein Wohnzimmersessel wurde heftig gerückt, es war meine Mutter, die sich abrupt erhob und dabei den Sessel verschoben hatte. Sie ging mit erhobenem Kopf und ohne mich eines Blickes zu würdigen an mir vorbei, und als sie im Flur angekommen war, vernahm ich, wie die Wohnungstür mit einem lauten Knall ins Schloss fiel.

Der Frachter, der auf meinem Bild gerade in den Hafen einfuhr, geleitet von einem Lotsenschiff, dem Feuerschiff «Elbe 1», konnte gar nicht mehr grüner werden, selbst die Flagge war durchweg ein einziges grünes Feld. Ich hatte nicht gewagt, einen Buntstift mit einer anderen Farbe in die Hand zu nehmen. Jegliches Geräusch hätte dazu führen können, dass sich die beiden Frauen wieder meiner Anwesenheit bewusst geworden wären. Es war schwer einzuschätzen, wie sie reagiert hätten, wenn ihnen aufgefallen wäre, dass ich ihr Gespräch belauschte. Da war es sinnvoller, so zu tun, als wäre ich gar nicht in der Nähe.

In diesem Moment begann meine Großmutter zu reden, mehr zu sich selbst als zu mir. «Cécilie ist so verdammt stolz. Ich kann es ihr nicht verdenken, auch wenn es ihr eines Tages Unglück bringen wird.»

Was hatte das zu bedeuten? Die Bemerkung meiner Oma machte mir Angst. Ich zerriss das Bild, das ich gerade gemalt hatte, in viele kleine Stücke. Das geschäftige Treiben der vielen Handelsschiffe, aus deren Schornsteinen sich lustig der Rauch schlängelte, die blaue Elbe und der strahlende Himmel, das alles passte nicht zu der düsteren Atmosphäre, die mich gerade umgab.